

(Rauchdruck verboten.)

81

## Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Schlieben räusperte sich. Er hätte es lieber gehabt, wenn ein anderer für ihn die Sache erledigt hätte, aber da dieser andere nicht da war, der Gemeindevorsteher ihn nur erwartungsvoll anblickte, so sah er sich gezwungen, zu sprechen. Mit einer Freundlichkeit, die wie Herablassung erscheinen mochte und doch nur Verlegenheit war, sagte er: „Frau Solheid, der Gemeindevorsteher wird Ihnen gesagt haben, was uns zu Ihnen führt — verstehen Sie mich, gute Frau?“

Sie nickte.

„Wir haben die Absicht, Ihr jüngstes Kind an“ — er stockte, sie hatte eine Bewegung gemacht, als wollte sie verneinen — „an Kindes Statt anzunehmen, adopter! Sie verstehen?“

Sie antwortete nicht; aber er fuhr fort, so rasch, als habe sie „ja“ gesagt: „Wir werden es halten, als wenn es unser eigenes wäre, es wird es so gut haben, wie Sie es ihm natürlich nicht geben können, und wir —“

„O, und wir werden es so liebhaben!“ fiel Käte ihm ins Wort.

Das schwarze Weib drehte langsam den Kopf nach der Seite, wo die blonde Frau stand. Es war ein seltsamer Blick, der die Fremde maß, die jetzt näher zur Wiege herangekommen war. War's ein prüfender Blick, ein abwehrender, ein freundlicher oder unfreundlicher?!

Käte sah mit verlangenden Augen nach dem Kinde. Das weinte jetzt nicht mehr, es lächelte jetzt sogar, und jetzt — rechte es die Aermchen! O, es war schon so klug, es sah sie an, merkte bereits, daß sie ihm gut war! Es versuchte sich aufzurichten — ah, es wollte zu ihr, zu ihr!

Das Rot der Freude schoß ihr zu Kopf, schon streckte sie die Hände aus, das Kleine aufzunehmen, da schob sich wie eine Wand die Mutter vor die Wiege.

„Neni!“ jagte die Wallonin hart. Abwehrend hob sie die freie Linke. Und dann machte sie das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn des Kindes, und dann auch auf seine Brust.

Aber warum denn nicht, warum wollte sie es denn nun auf einmal nicht geben?! Käte zitterte vor Schreck. Flehend suchte ihr Blick den ihres Mannes: hilf Du mir! Ich muß, ich muß das Kind haben!

Und Schlieben jagte jetzt, was er schon vorhin hatte sagen wollen, als seine Frau ihm ins Wort gefallen war: „Wir stellen die Zukunft Ihres Kindes sicher. Wissen Sie was das heißt, gute Frau? Es wird nie Sorge ums tägliche Brot haben — nie hungern müssen! Nie arbeiten müssen, um sein Leben zu fristen — nur arbeiten aus Freude an der Arbeit! Verstehen Sie?“

Arbeiten — aus Freude an Arbeit?! Verständnislos schüttelte das Weib den Kopf. Aber dann fiel ihm ein: nie hungern! — und ein Licht glomm in seinem stumpfen Blick auf. Nie hungern — ei, das verstand die Witwe wohl, und doch schüttelte sie wieder verneinend den Kopf: „Neni!“

Sie zeigte auf sich und die anderen Kinder und dann mit einer umfassenden Bewegung hinaus aufs große Bett: „Nos avans tortos faim!“ Sie zuckte die Achseln mit dem Gleichmut der Gewöhnung, und es schien sogar, als ob sie lächeln wollte; die Mundwinkel ihres verdrossenen Mundes hoben sich ein wenig, ihre sonst herbergeschlossenen Rippen ließen die kräftigen, gesunden Zähne sehen.

Der Gemeindevorsteher mischte sich jetzt ein: „Lisa, wahrhaftige Gott, dat is kein Pläster, zu hungere! Saderment, dat Du so jekelig bist! De Jung, de kömmt ja aus der Höll in der Himmel. Wat ich Dir schon jesagt hab': die Herrschafte sin reich, sehr reich, un se sin jek op dat Kind, — rasch, jib en ihnen, Du hast 'r ja noch vier!“

Noch vier! Sie nickte nachdenklich, aber dann warf sie

den Kopf in den Nacken, und ein Blick — jetzt war er deutlich, es flackerte darin etwas wie Haß — schoß zu der anderen hinüber, die da stand so reich, so fein, mit Ringen an den Fingern, und nach der ihr Jean-Pierre guckte. „Neni!“ Sie sagte es noch einmal und noch abweisender und noch hartnäckiger denn zuvor.

Aber der Gemeindevorsteher war zäh, er kannte hier die Art. „Du wirf' es Dir überlejen,“ sprach er überredend. „Un wenn ich Dir sage, daß se Dir reichlich jeben werden — nicht wahr?“ wandte er sich fragend zu Schlieben. „Habt Ihr nich jesagt, daß es Euch nich ankömmt op 'n Stück Zeld bei so 'ner armen Frau?“

„Nein, gewiß nicht,“ versicherte Schlieben. Und Käte war wieder voreilig: „Es kommt uns gar nicht darauf an — von Herzen gern, was sie verlangt — ach, das liebe Kind!“ „Dju n' vous nin,“ \*) murrte die Solheid.

„Du willst' nich?! Ne wat!“ Der alte Bauer lachte sie fast aus. „Du bist ja wie mein' Maiblum, wenn die nich stehn will un mit dem Hinterbein jegen der Melkeimer haut! Stoß die Leut doch nich vor der Kopp! Wat haste dann, wenn se nu fortjehn un sin des satt?! Jar nig! Dann haste 'r fünf, die „Brot“ schreien, un der Winter is für der Lür! Willste wieder so 'ne Winter zubringen wie der vorige? Is Dir der Jean-Pierre da nich bald befrete? Die vier andern sin schon jroßer, die bringste besser durch. Un Du könnst' Dir en Kuh anschaffen — denk ens, en Kuh! Un Du könnst' Dir en besser Dach op et Haus sehn lassen, wat der Regen un der Schnee nich durchläßt, un könnst' auch Trumbieren jenug han. Sicher en jut Jeschäft, Lisa!“

Käte wollte noch etwas hinzufügen — ah, was wollte sie der Frau nicht alles Gutes tun, wenn die ihr nur das Kind überließ! — aber ein Räuspern des Alters und ein heimliches Zublinzeln seiner Augen mahnten sie, stille zu sein.

„Kubin m'd dinroz — ve?“ \*\*) fragte jetzt plötzlich die Solheid.

Sie hatte lange unschlüssig gestanden, den Kopf gesenkt, und es war ganz still um sie gewesen. Die Fremden hatten sich nicht gerührt, der Gemeindevorsteher nicht; kein Wind pfiff im Rauchfang, kein Feuer knisterte. Auf allem lastete stumme Erwartung. Nun hob sie den Kopf, und ihr düsterer Blick glitt wie musternd durch die armselige Stube, hin zu dem fargen Brot auf dem Tisch und dann zu den hungrigen Bier. Das fünfte sah sie nicht mehr an. Sie war erblickt, das tiefe Sonnenbraun ihres Gesichtes war ganz fahlgrau geworden.

„Wat er Dir jeben will?! — Nu, wat wollt' Ihr jeben?“ ermunterte der Bauer. „Jah rechne, Ihr werd't einsehen, dat zweihundert noch zu wenig sin! Die Solheid hängt sehr an dem Kind, et is nich leicht, wenn se 't herjeben tut!“ Er blinzelte von der Seite beobachtend nach Schlieben und rief, wie man auf einer Auktion zu rufen pflegt: „Zweihundert, zweihundertfünzig, dreihundert! Wahrhaftige's Gott's, nich zu viel! De Jean-Pierre is ene staatse Jung' — seht ens, die Fäus! Un die Braden!“ \*\*) Ene höllische Jung'! Nich wahr, Madame“ — er sah das Verlangen in Kätes Augen — „dreihundert Taler sin e so viel wie nichts für den?“

Käte hatte Tränen in den Augen und war sehr blaß. Die Luft in der Stütte beengte sie, sie fühlte einen unendlichen Widerwillen — nur fort, rasch fort von hier! Aber nicht ohne das Kind! „Vierhundert — fünfhundert“ stieß sie hervor, und ihr Blick suchte flehend ihren Mann, wie: mach ein Ende, rasch!

„Fünfhundert, gern!“ Schlieben zog seine Briefftasche hervor.

Der Bauer redete den Hals, um besser sehen zu können, seine Blicke wurden ganz starr: das hatte er noch nicht erlebt, daß einer so bereitwillig zahlte! Auch die Kinder starrten mit großen Augen.

Die Solheid hatte einen flüchtigen Blick auf die Scheine geworfen, die der Herr neben das Brot auf den Tisch breitete;

\*) Ich will nicht.

\*\*) Alsdann — wie viel?

\*\*\*), Venden.

\*) Nein.

\*\*) Wir hungern alle.

aber das begehrliche Licht, das in ihren Augen aufgeblitzt war, erlosch jäh wieder. „Neni,“ sagte sie mürrisch.

„Viel ihr noch wat mehr — mehr!“ raunte der Alte. Und Schlieben legte noch ein paar Scheine zu den übrigen auf den Tisch; seine Finger bebten leicht dabei, die ganze Sache war ihm so unsäglich widerlich. Er dachte ja gar nicht daran, zu feilschen; was sie haben wollte, sollte sie haben, nur ein Ende gemacht!

Bei so viel Großmütigkeit hielt sich Nikolaus Kocherath nicht mehr — so viel bar Geld auf dem Tisch, und das Weibsbild konnte sich noch bedenken?! Er sprang auf sie zu und rüttelte sie an den Schultern: „Biste stabeljed? Sechshundert Taler bar op den Tisch, un Du nimmst se nich?! Wer hierzuland kann sagen, dat he sechshundert Taler bar hat?! Dat is e Stück Zeld, dat is en Zeld!“ Sein abgemergeltes Gesicht, das von Jahren der Arbeit und von einem Leben in Wind und Wetter unendlich hager geworden war, so scharf untrissen, wie aus hartem Holz geschnitten, vibrierte in jeder Faser. Es zuckte ihm in den Fingern: wie konnte sich da nur ein Mensch noch bedenken?!

Polternd entfiel das Holzbeil, das sie bis dahin noch immer festgehalten hatte, der Hand der Solheid. Ohne den Kopf zu heben, ohne nach dem Tisch hinzusehen und ohne nach der Wiege, sagte sie laut — aber es war kein Klang in der Stimme —: „Allons bon! Dihan-Pire est da vosse!“

Und sie wendete sich ab, ging schweren Trittes zum Herd und störte den schwelenden Torf auf.

Welch eine Gleichgültigkeit! Wahrhaftig, dieses Weib war nicht wert, eine Mutter zu sein! In Frau Käatens sanften Augen begann es zu funkeln. Auch Schlieben war empört: nein, hier brauchte man sich kein Gewissen daraus zu machen, das Kind fortzunehmen! Ein Ekel stieg ihm in die Kehle.

Die Solheid tat, als ginge sie nun alles nichts mehr an. Sie hantierte am Herd, während der Gemeindevorsteher, wiederholt die Daumen beleckend, die Scheine zählte — jeden derselben von beiden Seiten befehend — und sie dann sorgfältig in das Kubert steckte, das ihm der Herr überließ.

„Da, Lisa, haste se, leg se in de Handpostill!“

Mit einer heftigen Bewegung riß sie sie ihm aus der Hand, und ihren Oberrock hochhebend, versenkte sie sie in die Tasche eines armseligen zerlumpten Unterrocks.

Nun war noch das Letzte zu erledigen. Wenn auch Schlieben sicher war, daß niemand hier mehr nach dem Kinde fragen würde, die Formalitäten mußten doch erledigt werden. Seinen Bleistift von der Uhrkette losnestelnd — denn wo sollte hier Tinte herkommen? — setzte er auf einem Blatt des Notizbuchs den Abtretungsschein der Mutter auf. Der Gemeindevorsteher als Zeuge unterschrieb. Nun setzte die Solheid noch ihre drei Kreuze darunter; sie hatte einmal schreiben gelernt, es aber wieder verlernt.

„Sol!“ Mit einem Seufzer der Erleichterung erhob sich Schlieben von der harten Bank, auf die er sich während des Schreibens gesetzt hatte. Gott sei Dank, nun war alles erledigt, nun brauchte ihm der Gemeindevorsteher nur noch Geburtsattest und Taufschein zu besorgen und zuzustellen! „Hier — dies ist meine Adresse! Und hier — dies für etwaige Auslagen!“ Er drückte dem Alten verstoßen ein paar Goldstücke in die Hand, und dieser schmunzelte, als er sie in seiner Hand fühlte.

Wie war's, nun würden sie ja wohl gleich den Knaben mitnehmen?

In Käte, die bis dahin regungslos dagestanden hatte, mit weit geöffneten Augen die Mutter anstarrend, als könne sie nicht begreifen, was sie sah, kam jetzt Leben. Natürlich würden sie das Kind gleich mitnehmen, nicht eine Stunde länger ließ sie's mehr hier! Und sie nahm es hastig aus der Wiege, preßte es kosend in ihre Arme und hüllte es in ihren warmen, weiten Mantel mit ein — es war ja nun ihr Kind, ihr so schwer erkämpftes, tausend Gefahren entrißenes, innig geliebtes, süßes kleines Kind!

Die Geschwister des kleinen Jean-Pierre standen stumm dabei mit großen Augen. Hatten sie's verstanden, daß ihr Bruder nun ging, auf immer ging? Nein, sie hatten es wohl nicht verstanden, sonst würden sie doch zeigen, wie leid es ihnen tat. Ihre großen Blicke galten nur dem Brot dort auf dem Tisch.

Schlieben fühlte lebhaftes Mitleid mit den Kleinen — die blieben nun hier in ihrem Elend, ihrem Hunger, ihrer Verkommenheit! Er steckte jedem der vier eine Gabe ins

Gändägen; keins der vier dankte, aber die kleinen Finger schlossen sich fest um das Geldgeschenk.

Auch die Solheid dankte nicht. Als die fremde Frau ihren Jean-Pierre aus der Wiege genommen — sie hatte das gesehen, ohne hinzubliden —, war sie zusammengezuckt. Jetzt aber stand sie regungslos bei der leeren Wiege, auf der Stelle, wo vorhin das Beil polternd ihrer Rechten entfallen war, und sah stumm zu, wie Jean-Pierre in den weichen Mantel gehüllt ward. Sie hatte ihm nichts mitzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Große Berliner Kunstausstellung.

I.

Der lebenden Generation bleibt, da die retrospektive Ausstellung beinahe die Hälfte der zur Verfügung stehenden 65 Säle einnimmt, verhältnismäßig wenig Raum. Von den übrig bleibenden Räumen nimmt Berlin die Hälfte, etwa 13 Säle, für sich in Anspruch. Die übrigen 15 Säle verteilen sich auf die anderen Städte.

Berlin (Saal 1, 9, 12, 17, 23, 37, 38) eröffnet den Reigen mit dem in „Hohenzollernsaal“ umgetauften Ehrensaal. Die darin ausgestellten Bilder sind schlecht. Nicht wegen ihres Stoffes, sondern weil sie künstlerisch nichts taugen. Zumal die beiden großen Bilder Anton v. Werners „Molkes 90. Geburtstag“ und die „Rede zur Eröffnung des Reichstags“ leisten darin das Menschenmögliche. Letzteres strahlt von bunten Farben, die abziehbildartig kraß sind, das andere verzichtet um der äußeren Deutlichkeit willen ganz auf die malerische Ausbeutung des Kernlichts, das von der Decke herabfließen sollte. Man muß sich Menzel daraufhin ins Gedächtnis rufen, um sich zu erinnern, wie ein solcher Stoff künstlerisch gestaltet wird.

Die interessantesten Bilder der Ausstellung rühren von Braut her. Der Künstler wählt sich ein Stoffgebiet, das wenig benutzt ist. Er ist in die Kohlengegend gezogen und malt Bilder aus der deutschen Eisenindustrie, die Hermannshütte bei Hörde, das Hochtahlwerk Dortmund in der Mittagspause und bei Nachtlicht. Er hat den Stoff würdig angepackt. Großzügige Gestaltung ist darin. Dabei ist nicht einen Moment das Künstlerische vergessen. Es reizen den Künstler die malerischen Lusterscheinungen; wie der Rauch dicht qualmend aus den Essen steigt, so das alles in grauen Dunst gehüllt ist, wie die Massen der Gebäude so kompakt und wuchtig dastehen, wie die Menschen auch nur als Masse in Betracht kommen, klein, aber voller Leben und Tätigkeit und farbig abwechslungsvoll. Die Größe des Lebens ist hier ernst gestaltet. Wie eindringlich und groß ist der Zug der Arbeiter, deren dunkle Silhouetten sich abheben von der graudunstigen Atmosphäre.

Das Porträt findet in einigen Künstlern gute Vertreter. Es ist ein Bestreben bemerkbar, die dargestellte Person möglichst natürlich erscheinen zu lassen. Schattenschein malt einen Herrn am Kaffeetisch sitzend, das Malerische ist vollaus berücksichtigt, es kommt in der kräftigen Art, wie das Schwarz des Anzuges vorherrscht, wie die Geräte auf dem Tisch leicht gemalt sind, zum Ausdruck. Geschmackvoll ist auch das Doppelbildnis von Pfuhle (Kind und Frau) durch den kräftigen Kontrast blau und schwarz in den Kleidern. Elze gibt ein Porträt in großen Formen, das Gesicht tritt in verschwindenden Tönen zurück. Farblich fein gesehen ist die Arbeit von Fabian, eine Dame in Grauschwarz vor einem mattroten Vorhang, in lockeren Tönen. Auch das Bildnis von Schulte hat schöne Töne und ist breit gemalt.

Die Landschaft findet gute Pflege. Man kommt dahin, die Natur größer, rein malerischer zu sehen, ohne daß die Stimmung darunter zu leiden braucht. Eine trübe Farbigkeit (ein Dorf zwischen Bäumen, von einem Turm überragt), bezorjuzt Geyer. Langhammer gibt eine helle Wiese, auf der die Schatten der Wolken dunkel liegen. Kolbe verleiht seinen Landschaften breite, kräftige Kontraste und malt die Wolken schön. Die „Heuernte“ von Hartig ist eine feine Stimmung in gelb und grau. Hell und breit malt Feldmann seine Motive, speziell Wolken und Schnee. Eine Morgenstimmung von Duaglio erstreckt durch das helle Graugrün.

Mit besonderer Vorliebe wählen die Maler Motive von der See. Das Flüssige der Farben, die dunstige Atmosphäre ziehen sie an. Das benutzte vor allem Hamacher in seinen Hafensbildern; in grünlichem Dunst erscheinen die kompakten Massen der Schiffe. Auch Sandrod behandelt das Wasser breit und flüssig und versteht es gut, die dunstige Luft wiederzugeben. Malerische Stimmungen aus Danzig, in denen die Häuser dunkel am Wasser stehen, malt Scherres. Holländische Motive bezorjuzt Hermann, dessen hellfarbige Bilder mit den Segeln und grünen Ufern, den Holländern und Holländerinnen in bunter Tracht frisch wirken. Silbernes Leuchten über dem Wasser malt Bentlicher in einer Stimmung von der Weichsel. Der „Morgen am Strande“ von Mesdag hat zarte, graugrüne Stimmung. Herbstsonne spiegelt sich träumerisch im Wasser auf dem Bilde von Hanna Mehls, einer ruhigen Stimmung aus Brügge. Auch Kallmorgen's Hafens-

\*) Gut also! Jean-Pierre gehört Euch!

Bilder sind lebendig gesehen, haben einen weiten, dunstigen Horizont, in dem die Dinge fern erscheinen.

An das Genre klingen einige Bilder an, die sich durch malerische Behandlung auszeichnen. Ein Bild „Kind und Kabe“ von Fabian, das in leicht aufgelösten Tönen gemalt ist. Phantastischer sind die Stimmungen, die Stahl gibt, mit einem Sich ins Archaische, man denkt an Kranach oder an Botticelli. Von dunkler Landschaft heben sich die in italienische oder altddeutsche Kostüme gekleideten Gestalten ab.

Gute Interieurstudien geben Starbina (eine aparte Stimmung in Lila und Grau), Koch einen Frühstückstisch, alle Gegenstände im Zimmer in matten Tönen. Dachauer Interieurs gibt Brandis, die Farben sind aufgelöst, die Innenluft des Raumes ist in schöner Farbigeit gegeben. Auch das Interieur von Schattstein mit dem weich gemalten Hintergrunde, einen Mann auf einem Sofa, ist gut gemalt.

Eilers hat ein Kabinett für sich, es ist sehr bescheiden. Die Aquarelle sind mächtig. Am besten sind die technisch gründlichen Reproduktionen (Radierungen) nach Holbein und Menzel.

Kräfteiger Eigenart spricht sich in dem kleinen Bildchen aus, das Käthe Olschhausen „Bitte um Nachquartier“ nennt. Vor einer mondcheinbeleuchteten Mauer ein Reiter in violetter Mantel. Der Himmel ganz dunkelblau. Der zweite Reiter ist abgestiegen und bemüht sich am Tor. Der Gaul steht prächtig in seiner Müdigkeit da. Das Laub der dichten Bäume ist breit gemalt. Das Grotte gibt dem Bild einen besonderen Charakter. Es ist eine Art phantastischer Don Quixotte-Stimmung daran.

In Saal 10 und 11 kommen wir nach Düsseldorf. Am feinsten präsentiert sich hier Nikutowski. Seine „Eifelandschaft“ hat viel feine Töne in hellem Braum. Die Häuschen des Dorfes hinter dem breiten Feld geben nur hier und da ein wenig Grün her, die Umrahmungen der Fenster, die Türen; reizvoll baut sich das Gelände auf. Ebenso liebevoll ist das kleine Hafensbild gemalt, in dem das Wasser so hell wirkt. Ein feingeziehener Kinderast rührt von Sohne-Rethel her, die diskrete, trüb-gelbliche Färbung wirkt vornehm. Von Ackermann stammt eine Landschaft, die räumlich sehr weit wirkt und schöne, düstere Töne hat. Das Porträt einer Dame in Profilstellung von Schmurr ist sichtlich empfunden in seiner dämmrigen Stimmung. Des gleichen Künstlers „Die Schönheit“ hat in seiner farbigen Bescheidung etwas Monumentales in der Form. Ein Damenbildnis von Reusing hat schöne, lockere Töne im Kleid, das Sofa hat feine matt-rote Farben. Der „Bauerntag“ von Goossens ist derb und breitflüssig. Der „Fischmarkt“ von Hermans zeigt in der wässrigen Atmosphäre eine helle Durchsichtigkeit. Dämmerige Stimmung zeichnet die Landschaften von Liejegang aus. Der „Ostersonntag“ von Rixenhofen stellt eine Familiengruppe dar; eine alte Frau umgeben von Kindern und Enkeln. Es liegt eine alte Stimmung über dem Bilde. Viel Begabung steckt in der Arbeit, da all die Personen farbig gut zusammengedrückt sind. Namentlich der hinten stehende lachende Mann ist gut gelungen.

Der daneben liegende Saal 19 gehört Weimar. Dort ist ein Stilleben von Graf zu beachten, das sich durch einen feinen, graufibernen Ton auszeichnet, der Zitronen, ein Glas, einen Krug überzieht. Ein Sommerabend von Nerker ist hell und licht. Und von Arp sehen wir eine kräftige Winterlandschaft.

Unter den Dresdnern (Saal 18) fallen Heimann mit einer schön gezeichneten Mühle und Johanna Fischille mit zwei interessanten Arbeiten auf; ein Interieur, eine gelbdunke Stimmung, ein Sonnenstrahl fällt auf einen gelben Stuhl und Tisch, das andere Bild gibt einen schönen Ausblick ins Freie aus einem Zimmer, das als heller Raum gut gemalt ist, Frühlingstimmung.

Saal 36 und 31 (links vom blauen SkulpturenSaal) gehört der Wiener Kunst. Es sind eine Reihe guter Landschaften hier zu sehen, die im modernen Sinne durchgeführt sind. Da ist vor allem Quittner, der aller Wahrscheinlichkeit nach Monet gesehen hat. Er hat den gleichen Stoff gewählt wie dieser französische Maler: die Kathedrale von Rouen, die sich erhebt aus den engen Gassen. Er malt die aufsteigende Front des Turmes, wie sie beleuchtet ist von der Sonne, sie funkelt im Licht. Der graue Stein bekommt dadurch in der Erscheinung etwas Brädelndes. Ein Eindruck von monumentaler Farbigeit. Das Bild einer Gasse in Rouen ist breiter angelegt, hat ruhigere Töne. Nüchtern malt eine „Heimkehr“ in der Wüste mit zartem, graublauem Licht, das über den hellen Sand strahlt. Es ist etwas Dämmerndes in der Atmosphäre. Von Charlemont interessieren zwei Bilder, Landschaften; das eine ist mit sogenannten Massafällstufen gemalt, hat etwas Auflösendes in der Farbe; die Delfarbe ist behandelt wie Pastell, es ist ihr etwas von ihrer Schwere genommen. Leicht fliehen alle Konturen ineinander. Das andere Bildchen ist etwas kleinlich gemalt, ein Bauer auf dem Acker hinter dem Pflug gehend; aber wie aus dem dunklen Braum des Ackers die helle Farbe der Kinder herausleuchtet, das ist feun gesehen. Durch die breitflächige Malmanier zeichnet sich die „Wachschlucht“ von Zetsche aus. Die Pferdelaufe von Weßelmann, Radierung, sind groß behandelt. Kompakt sehen sie in hell und dunkel über die Krippe. „Spätherbst“ von Brunner hat etwas Sommes, aufgelöstes, die hellen Farben des Herbstes über große Wiesenflächen hin verteilt. Eigenartig wirken die „spielenden Kinder“ von Kempf, das Zimmer ist ganz hell und licht, dahinein sind die Kinder in apertem Anschnitt als dünnere Partien geiegt. Eine Wiesenlandschaft von Lomer hat schöne kühle Töne.

Auf einem breiten, ruhigen Gesamteindruck hin arbeitet auch Kaufmann. In tiefes Grün setzt er Gestalten. Der Wolkenshimmel sieht in schöner Räumlichkeit darüber. Auch die „Abendruhe“ über dem Wasser mit dem Dorfe im Hintergrunde hat geschlossene Stimmung. Zeichnerisch fein ist „Nürnberg“ von Sypantisch gearbeitet. Lauter rote Dächer; dazwischen das Grau der Mauern und eine graurosa Luft darüber. Die „Abendlandschaft“ von Jospf mit den hellen Häusern an der dunklen Brücke, die als Masse gut wirkt, prägt sich ebenfalls ein.

Die folgenden Räume (Saal 30, 29, 28) gehören München. Da fällt die „Sommerlandschaft“ von Gampert auf. Dide, graue Wolken über schattig grünem Gelände. Hinten im Dunst graue Berge, ein Dorf mit kleinen weißen Häusern. Von Marie Lübes ist ein „Lesendes Mädchen“ interessant, die Farbe, grün und weiß, ist nur spärlich aufgesetzt, das Grauweiß der Leinwand schimmert durch und gibt so dem Bild etwas Leichtes, Feines. Ein großes „Damenbildnis“ von Glücklich ist düstern in grünweißer Tönung durchgeführt, zu dem die matten Rosen gut stehen.

Von den Frankfurtern (Saal 24) ist das Porträt eines Kindes von Penz zu erwähnen, das in breiten, hellbraunen Tönen gemalt ist, und eine „holländische Landschaft“ von Egersdörfer, auf der das Wasser schön gemalt ist, hinten erscheint im Dunst eine Mühle.

Der Saal 25 gehört Hamburg. Ein „Baldinners“ und ein Stilleben von Möller gefallen uns ihres altmeisterlichen Tons willen. Das düstere Grau im Walde ist voll schöner, feierlicher Stimmung. Auf dem Stilleben ist die feine Harmonie in Blau und Grün bemerkenswert. Eine Landschaft von Kuchel prangt in schönen Herbstfarben, die golden vor einer hellen Mauer im Hintergrund stehen. Schollmanns „Am Herdfeuer“ ist zeichnerisch kräftig gearbeitet.

In Saal 26 kommen wir nach Hannover und Darmstadt. Hier sind wir in Gegenden, wo das Ländliche den Maler reizt. Ein starkes Talent ist Hölcher, der eine Entearbeiterin auf dem Felde zeigt; es ist große Form und Anschauung in dem Bild; große, weiche Wolken ziehen hin, die Gestalt ist mit Temperament gemalt. Einen eigenen Reiz hat das andere Bild: ein Interieur mit einem Bauern und einem Kinde, sehr kraftvoll, ganz eigen gesehen. Die Form ist auch hier groß modelliert. „Herbst“ von Hermanns hat leichte Farben, die Wolken sind gut gemalt. Eine Porträtstudie von Rauth ist sehr locker gemalt; eine Harmonie in Weiß. Kleid, Hut, Fensterahmen grauweiß, das Gesicht vom Hut beschattet, eine gelungene Stimmung.

Unter den Breslauer (Saal 27) Künstlern zeichnet sich Pfeifer mit trefflichen Gebirgspartien aus, kräftig, voll großer Flächen. Ein bißchen schwächlich, aber malerisch, doch weich ist eine Landschaft mit Birken von Haertel.

Der Kasseler (Saal 32) Maler Fennel gibt ein gutes Porträt mit leichten Tönen in der Gardine, vor der der Dar-gestellte sitzt.

Saal 33 gehört Stuttgart. Da ist ein gutes Selbstbildnis von Pleibireu in Grau und Braum. Der „schwäbische Fuhrmann“, der mit den Pferden am Wasser vor der Brücke steht, ist kräftig gemalt. Durch eine gewisse, breite Malermanier zeichnet sich das Bildnis von Dauer aus.

Saal 34 führt uns nach Königsberg. Von Albrecht sehen wir ein kräftiges Porträt eines Bildhauers. Der schwarze Anzug wie der grauweiße Kittel sind gut gemalt. Die „Ein Wollkied“ beiteilte Landschaft von Dettmann ist vertwaschen und bunt; kräftiger sind die „Steinklopper im Walde“. Das Licht fällt hier hell ins Grün. Lebendig steht die Gestalt des vorderen Arbeiters im Licht.

Im Saal 35 (Karlsruhe) fällt ein Bild von Franziska Hübsch „Schwarzwalddöhe“ auf. Es ist eine breite, kühle Farbigeit darin. Der Himmel breitet sich in grauweißen Tönen licht aus über den Hügel.

Dies wären die Bilder, die sich als tüchtige Arbeiten aus der Masse herausheben. —

Ernst Schur.

### Kleines feuilletton.

— Ungarische Wahlen. Wir lesen in der Wiener „Arbeiterzeitung“: Das (ungarische) Abgeordnetenhaus hat in diesen Wahlen eine seiner interessantesten Figuren verloren. Siegmund Mallai ist in seinem Wahlbezirk Moszsalva durchgefallen. Dieser Mallai ist Bauer und Dorfzimmermann; von der Intelligenz und Aufgewandtheit, wie sie im Ufölder Bauernum so oft zu finden sind, kann man bei ihm nichts entdecken. Er ist die verkörperte Unwissenheit, doch fehlt es ihm nicht an der gewissen Dummstichtigkeit — und dieser verdankte er sein Abgeordnetenmandat. Moszsalva, in einem der östlichen Komitate Siebenbürgens gelegen, war seit langem einer jener Wahlbezirke, den sich mit Zustimmung der Regierung der meistbietende Liberale kaufen konnte. Im Jahre 1901 „betward“ sich um das Mandat von Moszsalva der Budapester Millionär Karl Legradh, Buchdruckereibesitzer und Eigentümer des „Besli Giclap“, und sein Hauptkortsch war — Siegmund Mallai. Mit Legradhs Geld brachte Mallai den Hinterwäldlern von Moszsalva ihre politische Meinung zum Bewußtsein. Plötzlich entstand in seinem Kopfe eine kühne

Idee: Wie, wenn er sich selber wählen ließe? Einen Tag vor der Wahl berief er seine „geehrten Mitbürger“ zusammen und eröffnete ihnen, daß es doch gefehlt wäre, die seinen Regierungsanhänger Legrady zu wählen, der das Steuerzahlen erfunden habe. Bei diesen Worten zog Makkai sein Steuerbüchel aus der Tasche und wies auf das Impressum: „Gedruckt bei Gebrüder Legrady“. Damit war der Beweis erbracht und Makkai, der ja doch das Geld ausgeteilt hatte, kandidierte selbst und wurde prompt gewählt, natürlich als Kosth-Parteiler. Siegmund Makkai gehörte nun zu den fleißigsten Besuchern der Parlamentsitzungen; für das Verständnis der Dinge, die dort mit schier endlos langen, ihn einschläfernden Reden erörtert wurden, erwies sich sein Schädel jedoch als ungeeignet. Aber von den Diäten lebte sich famos und war noch ein Erledliches obendrein zu ersparen. Wenn er nach Mosfalva heimkam, erzählte er, daß er auf dem besten Wege sei, die Steuern abzuschaffen. So konnte es nicht fehlen, daß er im Januar vorigen Jahres wiedergewählt wurde. Seither tauchte jedoch bei den Mosfalvaern die Meinung auf, die Gesetzeberei sei kein so schwieriges, dagegen um so einträglicheres Geschäft, an dem nach einem gewissen Turnus zu partizipieren, sie alle ein Anrecht hätten, und was Makkai Ziga kann, bringt schließlich auch ein anderer zustande. Kurz, diesmal kandidierten in Mosfalva acht Anhänger der Unabhängigkeitspartei; nebst Makkai bewarben sich noch vier Bauern, außerdem drei Advokaten und das Mandat. Und jetzt wurde Makkai von der Nemissis erteilt. Einer der drei Advokaten, Andor Barcsay, ging von Haus zu Haus und erklärte den „geliebten Mitbürgern“: „Der König will jetzt das allgemeine, geheime Wahlrecht machen. Wißt Ihr, was das bedeutet? Das bedeutet, daß jedermann allgemein und geheim zustimmt, daß die Abgeordneten Pensionen beziehen. Wer dreimal Abgeordneter war, dem muß sein Wahlbezirk aus eigenen Mitteln bis an sein Lebensende die vollen Abgeordnetenpensionen als Pension bezahlen, jährlich 6400 Kronen. Ihr wollt jetzt den Makkai zum drittenmal als Abgeordneten wählen — bereitet Euch also vor, auch die Pension zu zahlen.“ Bei den guten Mosfalvaern schlug dieses Argument wie eine Bombe ein. Herr Andor Barcsay hatte seinen gefährlichsten Konkurrenten aus dem Sattel gehoben — er wurde zum Abgeordneten gewählt. —

### Volksskunde.

rn. Die älteste Märchen-sammlung. Einen bedeutenden Zweig der Volksskunde bildet die Märchenforschung, und in dieser gehört die Lösung der Frage zum schwierigsten, woher es kommt, daß in allen Weltgegenden dieselben Märchen wiederkehren, und der Eskimo im äußersten Norden seinen Kindern die gleichen oder doch sehr ähnliche Märchen erzählt, wie die Mütter am Bodensee. Dabei kommt besonders in Betracht, daß die überreiche Fülle von Märchen auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Grundtypen zurückführen, die in allerlei Variationen wiederkehren. Nach der Annahme des Göttinger Orientalisten Theodor Venzey seien die In der die eigentlichen Schöpfer der Märchen gewesen. In den alten indischen Büchern ist eine große Anzahl Märchen aufgezeichnet, und es ist nachgewiesen, daß indische Kultur und indische Erzählungen sich auf die europäischen Kulturländer verpflanzt haben. Das älteste indische Werk, welches Märchen, Novellen und Fabeln, überhaupt kleinere Erzählungen umfaßt, ist das Pantjaha tantra, d. h. Fünfhundert Erzählungen; aus diesem floß ein anderes, betitelt: „Freundliche Belehrungen“, und das weitere: „Fünfundzwanzig Erzählungen eines Dämons“. Diese Bücher wurden ins Griechische, Persische, Arabische und in andere orientalische Sprachen übersetzt. Unter anderem ist daraus die große arabische Märchen-sammlung „Tausend und eine Nacht“ geschöpft. Von hier wanderten die Erzählungen nach Europa hinüber. Das „Buch der sieben weisen Meister“ verbreitete sich über ganz Europa. So fiderten die indischen Erzählungen allenthalben ins Volk. Aber auch auf mündlichem Wege mochten sie vorgebrungen sein. Durch die Einfälle der Mongolen gelangten sie in den Osten, durch den langen Aufenthalt der Araber in Spanien bürgerten sie sich im Süden ein. Schließlich haben die Kreuzzüge die europäischen Nationen mit orientalischer Kultur und Dichtung bekannt gemacht, wie auch Byzanz den geistigen Verkehr zwischen Asien und Europa vermittelt hat.

Das schließt freilich nicht aus, was namentlich von dem englischen Fokkoristen Andrew Lang gegen Venzey vertreten wird, daß wiederum viele gleichartige Märchen bei verschiedenen Völkern selbstständig entstanden sind, indem die primitive Menschheit überall zu verwandten Hervorbringungen so einfacher Phantasiegebilde veranlagt war. —

### Kulturgeschichtliches.

é. Die Ladung in das Thal Josaphat. Zu den oft fenderbaren Erscheinungen des mittelalterlichen Rechtslebens gehören auch die Ladungen in das Thal Josaphat. In seinem Vertrauen zur irdischen Gerechtigkeit schwer erschüttert, wendet sich in einem solchen Falle der Ladende an einen jenseitigen, überirdischen Richter, von dem er den Sieg seiner gerechten Sache und die Strafe für den ungerechten Richter erhofft. Und da ein solches Gericht nach der biblischen Verheißung in dem Tale Josaphat stattfinden sollte, lud dahin der unschuldig Bestrafte oder Verdächtige seinen ungerechten Richter oder Beschuldiger. Eine derartige Ladung scheint in dem mittelalterlichen Rechtsleben ein ziemlich häufiges Vorkommnis gewesen und von den Geladenen keineswegs mit Gleichgültigkeit aufgenommen worden zu sein. Denn nur so erklärt es

sich, daß der Staat einschritt und eine derartige Ladung mit Strafe bedrohte. So erklärte St. Gallen 1647, „und dieweil auch etliche in solche Vermessenheit ausbrechen, daß sie nicht scheuen, ihren nebenmenschen etwan umb geringer sachen wegen in das Josaphatthal zu laden, also gebieten wir bei hoher Geld und Leibstrafe“ usw. Daß solche Verordnungen nicht nur auf dem Papier standen, beweist ein Fall aus Zürich, wo 1682 der Michael Hartmann aus Trogen wegen einer solchen Ladung mit dem Schwerte gerichtet wurde. Doch war die Strafe nicht immer so hoch. Als in Freiburg im Nethlande ein gewisser Merk einen Zivilprozeß verloren hatte, beschuldigte er die beteiligten Richter der Rechtsbeugung und lud sie drei Tage nach seinem Tode in das Thal Josaphat, um dort gerichtet zu werden. Zur Bekräftigung dieser seiner Ladung warf er einen außerordentlich großen Pfennig in den Saal. Die Richter saßen die Sache nicht so tragisch auf, sie zwangen den Ladenden, seine Ladung zurückzunehmen und sperrten ihn nur sechs Wochen in den Turm.

Nicht nur Zivilpersonen, sondern auch Priester suchten ihre Gegner mit einer Ladung in das Thal Josaphat zu schrecken. Als 1588 des Eölibates wegen heftige Kämpfe innerhalb der Nargauer Priesterchaft tobten, wurde dem Johann Schertweg, Pfarrer zu Olten, die Ehe verweigert. Darüber ergrimmte dieser dermaßen, daß er in der Kirche während der Predigt auf der Kanzel erklärte, „er lade daher alle, die ihm diese Ehe verweigerten, vor das jüngste Gericht und in das Thal Josaphat, um ihnen dort antwort zu geben; wenn schon der henter hinter ihm stünde und ihm den Kopf ins Feld hauen wollte, könne er doch nicht anders reden“.

Zur vollen Höhe der schmerzlichen Tragödie erwächst die Ladung aber, wenn sie der unschuldig zu Tode Verurteilte auf dem Schaffot oder auf dem Wege zum Hinrichtungsplatze dem Urheber seines Todes zuzuft. 1560 war in Luzern der Steinmetzmeister Hans Notjoch mit dem dortigen Schultheiß Luz Ritter wegen Geld- und Lohnforderungen in Streitigkeiten gekommen. Aus Rache denunzierte der Schultheiß den Meister wegen angeblich begangener Religions-schmähungen, und dieser wurde zum Tode mit dem Schwerte verurteilt. Schon auf dem Schaffot, rief er dem verdrehten Schultheiß die verhängnisvolle Ladung zu. Und wirklich wollte der Zufall, daß der Geladene ein Jahr später plötzlich und ohne erkennbare Ursache starb, was natürlich den Glauben an die Kraft der Ladung sehr vermehren mußte. Im Jahre 1482 wurde in Zürich der Strahburger Ritter Richard von Hohenburg wegen angeblicher Väterastie zum Feuertode verurteilt. Auf dem Richtplatze lud er den Züricher Bürgermeister Hans Waldmann drei Tage nach seinem Tode in das Thal Josaphat. „Mir geschieht Gewalt und Unrecht“, erklärte der Unglückliche, „ich komme um meines Geldes willen um. Du, Waldmann, hättest mich retten können und hättest es nicht. Darum lade ich Dich von heute in drei Tagen in das Thal Josaphat an ein Recht, da nimm ich St. Johann den Evangelisten zu meinem Schreiber und St. Paul zum Redner“.

Aus den drei Tagen wurden jedoch sieben Jahre, dann fiel auch Waldmanns Haupt auf dem Schaffot. —

### Notizen.

— Soeben erschienen: „Liebesgedichte aus der griechischen Anthologie.“ Mit Benutzung älterer Uebersetzungen herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Kiefer. Mit acht Abbildungen nach antiken Bildwerken. München und Leipzig. R. Piper u. Co. Preis 3 M. —

— Der „Frl. Jtg.“ wird geschrieben: Von den unter dem Namen „Memoiren des Cardinals Richelieu“ bekannten Aufzeichnungen, die eine wichtige Quelle für die Regierungszeit Ludwigs XIII. sind, besaßen wir bisher nur den Teil, der sich bis zum Jahre 1638 erstreckt. Vor kurzem hat der französische Historiker Paul Robert Lavollée einen neuen Abschnitt in der Pariser Nationalbibliothek und im Archiv des Ministeriums des Aeußeren entdeckt, der soeben im Auftrage der Sociéte de l'Histoire de Franco veröffentlicht worden ist. Dieses bisher unbekannt Kapitel behandelt die diplomatischen und militärischen Ereignisse vom Januar bis September 1639. —

— Die Enthüllung des vom Bildhauer Karl Wilfert jun. ausgeführten Stifter-Denkmals, das in Oberplan, dem Heimatsorte des Dichters zur Ausstellung gelangt, ist für den 26. August in Aussicht genommen. —

— Kommunal-er Fortschritt. Nach dem „Vogl. Anz.“ hat der Stadtrat einer sächsischen Stadt von rund 14000 Einwohnern an den Stadtrat zu Plauen nach Uebersendung des Verwaltungsberichts eine Postkarte folgenden Inhalts gerichtet: „So dankbar die Uebersendung der Verwaltungsberichte der großen Schwesterstädte anzuerkennen ist, so kann doch dabei nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß zu deren Aufbewahrung nach wenigen Jahren ein besonderes Regal nach Verlauf von Jahrzehnten ein besonderes Zimmer nötig wird. Wir bitten es uns deshalb nicht verargen zu wollen, wenn wir auf weitere Uebersendung verzichten.“ —